

Goldgelber Schüppling (*Pholiota aurea* Pers.)

Autor(en): **Achermann, Franz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Pilzkunde = Bulletin suisse de mycologie**

Band (Jahr): **16 (1938)**

Heft 8

PDF erstellt am: **21.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-934724>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

2. Fleisch weisslich bis gelb.
3. Fleisch blauend und nicht blauend.
4. Hut olivgelb, olivgrün, olivbraun, rötlich bis rot.
5. Frass-Stellen auf dem Hute ockergelb bis rötlich.
6. Röhrenmündungen reingelb, olivgelb, olivgrün.
7. Stiel feingernetzt.
8. Stiel blassgrün, olivgrün, blassgelb, reingelb und ockergelb.
9. Stielbasis nicht rötlich und rötlich.
10. Standort Nadel- und Laubwald.

Diese beobachteten Merkmale verstehen sich auf vier klar erkannte Spielarten, über deren Benennungen ich noch nicht im klaren bin. Kein einziges Buch vermochte bis jetzt befriedigenden Aufschluss zu geben. Einen und zwar

den meistgefundenen Typ Anhängsel-Röhrling habe ich in meiner Sammlung «40 Waldpilze» photographiert und beschrieben.

Und was zum Schluss den «*Blauenden Steinpilz*» betrifft, bin auch ich der Überzeugung, dass es sich um einen der *Appendiculati* handelt. Fanden wir doch einmal auf einer Exkursion mit der Sektion Sarnen einen überreifen, etwas sonderbaren «Steinpilz», der blaute und dem in Heft 6, Jahrgang 1937 abgebildeten Röhrenpilz vollauf ähnlich war. Im selben Wäldchen hatte ich schon früher jüngere Exemplare gefunden, die alle Zeichen eines *Appendiculatus* aufwiesen. Im übrigen lassen sich die grünen Röhren jedes Steinpilzes zum Blauen bringen. Man lege bloss die braunen Lamellen eines Champignons auf die Röhrenschicht.

Goldgelber Schüppling (*Pholiota aurea* Pers.).

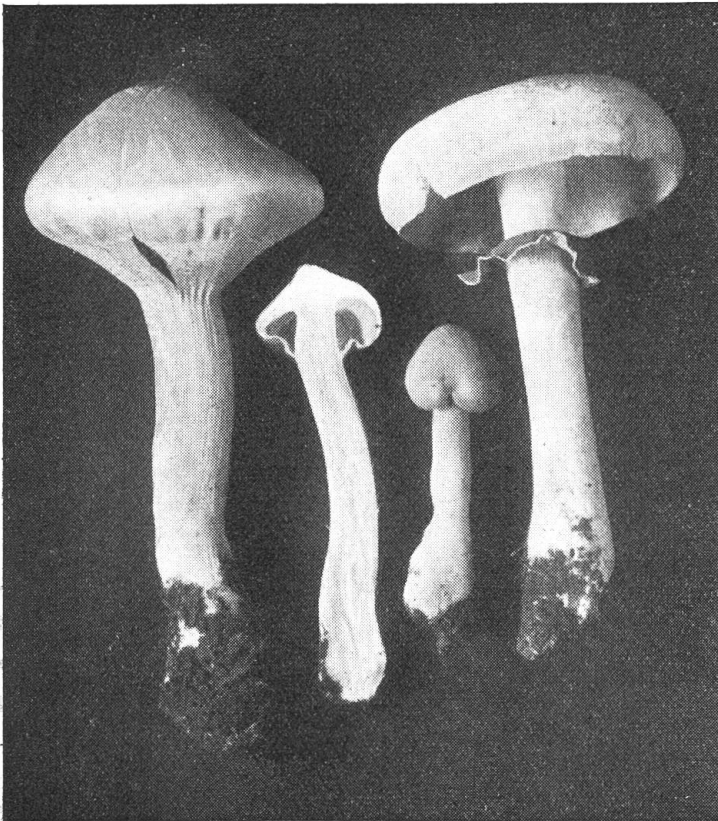
Von Franz Achermann, Luzern.

Nach Rickens Vademecum Nr. 786 lautet die Beschreibung:

«Hut fuchsig-goldgelb, körnigstaubig, trocken, halbkugelig 5—10, mit derbem zugespitztem Buckel, oft behangen. Stiel unterhalb des aufsteigenden, weiten, häutigen Ringes auf blassem Grunde fuchsig-flockigkörnig, aufgeblasen knollig. Lamellen ockergelb, fast frei. Fleisch gelblichblass, mild, riecht schwach. Auf dem Erdboden. 9—11 Wert?»

Zu ergänzen wäre, dass der Hut ziemlich fleischig ist, das Fleisch des Stieles faserig. Die Lamellen sind gedrängt.

Phol. aurea ist ein wunderschöner Pilz; Hut und Stiel sind wie mit Zimet bestäubt, fast nie von Schnecken oder Insekten angefressen. Er scheint ziemlich selten zu sein. — Ich habe vor vielen Jahren erstmals drei schöne, grosse Exemplare, deren Hutdurchmesser 15 und 16 cm betrug, an einem Bache in der Nähe von Jona (St. G.) gefunden. Vor vier Jahren entdeckte ich gegen Ende August in der Nähe von



$\frac{1}{3}$ natürliche Grösse

Luzern am Rande eines jungen Tannenwaldes, teilweise auf dem Waldboden, teilweise im Grase eine grosse Anzahl goldgelber Schüpplinge. Es waren gegen 50 an der Zahl, alles

tadellose Exemplare. Der Pilz ist essbar. Ich hole mir seither jedes Jahr eine Anzahl am gleichen Standorte und bereite mir daraus besonders schmackhafte Gerichte.

Neue Untersuchungen über die Giftigkeit von *Inocybe napipes* Lange. <«Rübenstieliger Risspilz»>

Deutsche Inhaltsangabe der Arbeit «Nouvelles recherches sur la toxicité de *I. napipes* Lange» von Prof. Wiki und Dr. Loup, die in Nr. 4 und 5, S. 54 und 69, des laufenden Jahrganges dieser Zeitschrift erschienen ist.

Die Autoren haben schon in einem ersten Artikel «De la toxicité de *I. napipes* Lange» (diese Zeitschr. 1936, Nr. 6, S. 87) über vorläufige Experimente mit dieser Art berichtet, die von Dr. Favre (ebenda S. 85: «Un *Inocybe* nouveau pour le Jura, *I. napipes* Lange»), der sie zum ersten Male in der Schweiz fand, beschrieben worden ist. Die ersten Untersuchungen von Wiki und Loup hatten das überraschende Resultat ergeben, dass diese Risspilzart, wenigstens Exemplare vom Jura, die muskarinreichste, also giftigste Art der Gattung zu sein schien.

Die Untersuchungen wurden nun an neuem, reichlicherem Material weitergeführt, das ebenfalls von Herrn Dr. Favre von verschiedenen Standorten geliefert wurde. Verwendet wurde ein Alkoholauszug der fein zerriebenen frischen oder getrockneten Pilze, der mehr oder weniger lang aufbewahrt worden war. Zum Gebrauch wurde jeweilen der Alkohol im Wasserbad verdunstet und der Rückstand mit destilliertem Wasser aufgenommen. Dieser wässrige Extrakt entsprach in seiner Konzentration einer bestimmten, bekannten Menge frischer Pilzsubstanz.

Zahlreiche Tierversuche ergaben nun eine Bestätigung der früheren Ergebnisse. Auftropfen des Extraktes auf das freigelegte Froschherz hatte immer prompte Verlangsamung der Herztätigkeit und schliesslich diastolischen Herzstillstand zur Folge, der durch Atropin rasch wieder aufgehoben wurde,

also typische Muskarinwirkung. Eine genauere quantitative Bestimmung des Muskaringehalts war mit dieser Methode nicht möglich.

Einspritzung unter die Haut von Meer-schweinchen dagegen zeigte ebenfalls konstant starken Gehalt an wirksamer Substanz an, führte zu typischer Muskarinvergiftung und erlaubte, die relative Muskarinmenge festzustellen. Diese wechselte in erster Linie je nach der Provenienz des Pilzmaterials. Die *Inocyben* vom Jura (800—1100 m) waren durchwegs muskarinreicher als diejenigen aus Hochsavoyen (1440 m). Beim gleichen Standort war ferner eine Abhängigkeit von den Witterungsverhältnissen zu erkennen: Grössere schwerere, saftigere Exemplare, die in einem niederschlagsreichen Jahre gesammelt wurden, enthielten im Verhältnis zum Gewicht weniger Muskarin, als kleinere leichtere von einem trockenen Jahrgang, die also die wirksame Substanz in stärkerer Konzentration enthielten. — Längeres Aufbewahren des Alkohol-extraktes (ein Jahr und mehr) hatte meist keine Abschwächung der Giftwirkung zur Folge; das Muskarin erwies sich also als stabil. Bei einzelnen Präparaten dagegen trat aus unbekanntem Gründen ein Verlust an wirksamer Substanz bis um 85—90 % ein. — Wiederholte Injektionen am gleichen Tier zeigten hie und da eine gewisse Gewöhnung an das Gift, eine erhöhte Widerstandsfähigkeit an; bei andern Tieren wieder wurde eine solche relative Immunität völlig vermisst.